



WALDBLATT

STORYS, FAKTEN + POSITIONEN RUND UM HOLZ UND WALD

Das Wasser und der Wald ...

... brauchen sich wechselseitig. Wasser will Wald. So sauber gefiltert kommt das lebenswichtige Nass kaum noch einmal an die Oberfläche. Aber Wald will auch Wasser. Auf den Blättern, in den Stämmen, im Boden. Wenn die Wurzeln und ihre Zulieferer das Sickerwasser nicht mehr erreichen, beginnt für die Bäume – für manche Arten ganz besonders – der Trockenstress. Die Dürre gefährdet zunehmend die komplizierte, nützliche Beziehung zwischen Wald und Wasser. → **Seiten 4, 5**

Gastbeitrag
von
Prof. Schellhuber
Mehr Holzbau
heißt die Lösung!
→ **Seite 2**

DATEN + FAKTEN

Hinter den Kulissen des Modethemas „Imkere“ und wie es kam, dass Baumsamen bei der „Apollo“-Mission auf den Mond reisten
→ **Seite 3**

GROSSES THEMA

Bis zu 200 Liter Wasser können sich unter einem Quadratmeter Waldboden verbergen. Wofür viele Bäume das Wasser so dringend brauchen
→ **Seiten 4, 5**

PROJEKTE

„**Bauhaus Erde**“: Unter diesem Titel soll in Potsdam eine Denkfabrik für die Transformation der (falsch) gebauten Umwelt entstehen
→ **Seite 6**

WALDBESITZER

Lebendiger Mammut: Zu Besuch bei dem engagierten Waldkennner Claus Laessing und seinen vielen ungewöhnlichen Baumarten
→ **Seite 7**

MENSCHEN

Aufgabe ganz oben: Die Staatssekretärin Anne Benett-Sturiedt steht als diplomierte Forstwirtin auch für den Trend zu mehr Frauen im Forst
→ **Seite 8**



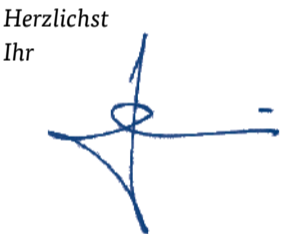
Liebe Leserin, lieber Leser,

für die Erkenntnis, dass Wald und Wasser in einer engen Wechselbeziehung stehen, muss man nicht vom Fach sein. Der Wald speichert, filtert und liefert uns wunderbares Wasser – aber die Waldbäume brauchen auch Wasser, um wachsen und diese Funktionen wahrnehmen zu können. Lesen Sie dazu gerne den Report auf Seite 4 und 5 unseres sommerlich gestimmten WALDBLATTS.

Forstwissenschaftler können diese Erkenntnis noch genauer umreißen. Auf ihrer wichtigsten Tagung, Anfang des Jahres an der Fakultät für Umwelt und Natürliche Ressourcen der Universität Freiburg, waren sich viele von ihnen einig: Ein zu dichter, gar geschlossener Waldbestand verstärkt die Auswirkungen der Trockenheit. Und: Regelmäßige Durchforstung kann den Wasserhaushalt der Wälder maßgeblich verbessern. Schon deswegen sollten unsinnige Einschlagstopps vom Gesetzgeber zurückgenommen werden.

Auch der renommierte Waldhydrologe Dr. Jürgen Müller, bis Februar am Thünen-Institut in Eberswalde tätig, argumentiert so: Nur ein in seiner Dichte reguliertes Kronendach lässt die Niederschläge auf den Boden und an die Wurzeln gelangen. Dann müssen keine Bäume mehr im Trockenstress „schreien“, wie es sich der forsternde Animist Peter Wohlleben ausgedacht hat.

Vertrauen wir also auf die gezielten, nachhaltigen Effekte einer vernünftigen, wissens-basierten Bewirtschaftung unserer Wälder!



Hans-Caspar Graf zu Rantzau

Alle Ausgaben von WALDBLATT finden Sie auch online unter www.waldblatt.com



Die außen pelzige Frucht des Baobabs besitzt eine sehr harte Schale. Diese enthält bis zu 20 fettreiche Samen.



Zauberbäume mit ungewöhnlichen Eigenschaften gibt es viele. Einer jedoch topt die meisten von ihnen, der **Baobab**. Richtig: Das ist der lange Kerl mit dem dicken Bauch und den wirren Haaren bzw. Ästen. Dafür ist der Baobab, auch Affenbrotbaum genannt, für die Menschen südlich der Sahara ein treuer, unverzichtbarer Freund – das Foto zeigt die „Baobab Allee“ auf Madagaskar. Der unförmige Stamm mit bis zu 20 Metern Durchmesser speichert die Feuchte, besonders aus Morgentau und Morgennebeln, und soll oftmals Tausende Liter Wasser enthalten, er widersteht Dürre und Feuer. Fast alle Teile des „Apothekerbaums“ werden medizinisch verwendet, auch wegen der antioxidativ wirksamen Polyphenole der Baobab-Frucht. Baobab Pulver (etwa von Bio & Fair) hat eine Novel-Food-Zulassung der EU.



GASTBEITRAG

Natürliche Klimareparatur

Das Konzept der Wald-Bau-Pumpe favorisiert den Nutzholzpfad in langlebigen Produkten, vor allem des Holzbaus.



Prof. Dr. Dr. h. c. mult.

HANS JOACHIM SCHELLNHUBER ist Direktor Emeritus des Potsdam Instituts für Klimafolgenforschung (PIK), das er gründete, lange Jahre leitete und zu weltweitem Renommee führte. Er ist u. a. Mitglied mehrerer nationaler Akademien und „Distinguished Visiting Professor“ an der Tsinghua Universität in Beijing. Aktuell ist der Klimawissenschaftler Initiator und Co-Geschäftsführer der Initiative „Bauhaus Erde“ (s. Seite 6), die Impulse für eine „Bauwende“ formuliert.

chemischen Kreisläufen entzogen werden. Natürlich pflanzt man neue Bäume bzw. lässt ältere wachsen, sodass die Altersstruktur in Wäldern diverser und die Entwicklung hin zu Mischwäldern gefördert wird. Geschützte Wälder wie z.B. Primärwälder sind natürlich ausgenommen. Der Holzbau spielt in diesem Szenario eine enorme Rolle, denn Gebäude aus organischen, nachwachsenden Rohstoffen speichern viele Tonnen Kohlenstoff über einen langen Zeitraum. Multifunktionale Landschaften und voll integrierte Flächennutzung sind alte Konzepte, die neu angewendet werden können. Der Forstwirt wird dementsprechend zum Klimawirt und schlägt Brücken zwischen Profitabilität, Biodiversität und Klimastabilität.

Beherrtes politisches Handeln ist hier gefragt: Es werden sichere Förderungen und praktikable Finanzierungswerkzeuge benötigt, damit eine klimafreundliche Waldbewirtschaftung möglich und vor allem rentabel ist. Auf diese Weise kann der Waldumbau Hand in Hand mit dem Holz-

baus das Klima dauerhaft restaurieren – Haus für Haus.

Buch-Empfehlung

Hans Joachim Schellnhuber
Selbstverbrennung
Die fatale Dreiecksbeziehung zwischen Klima, Mensch und Kohlenstoff
Verlag C. Bertelsmann
784 S., 29,99 EUR



Der Klimawandel ist mittlerweile in unserem Alltag angekommen und berührt nahezu alle Lebensbereiche. Es lässt sich nicht mehr leugnen, dass in den kommenden Jahrzehnten tiefgreifende Veränderungen auf uns zukommen werden. Wollen wir die Halbierung der Emissionen pro Dekade fortsetzen, sind alle Sektoren der Weltwirtschaft in allen Nationen gleichermaßen gefordert, um bis spätestens 2050 klimaneutral zu werden. Auf lange Sicht werden sogar negative Emissionen (Extraktion von atmosphärischem CO₂) vonnöten sein, damit wir eine lebenswerte Zukunft für folgende Generationen schaffen können.

Doch wie bewältigen wir diese Herausforderungen? Die Umstellung auf erneuerbare Energieträger und eine Bauwende hin zu einer biobasierten Kreislaufwirtschaft werden ein beachtlicher Teil der Lösung sein. Dabei ist der Landnutzungssektor besonders gefordert, denn natürliche Kohlenstoffsenken wie Wälder, Moore und Permafrostböden müssen erhalten und bestenfalls vergrößert werden. Dieser Ansatz verspricht hohe Wirksamkeit und niedrige Kosten, denn die Evolution hat über Jahrmillionen optimierte Prozesse hervorgebracht – die Photosynthese beispielsweise wird uns helfen.

Wälder und Forste sehen zahlreichen Extremwetterereignissen entgegen und müssen für ein verändertes Klima passend umgestaltet werden. Das Konzept der Wald-Bau-Pumpe sieht vor, dass Wälder CO₂ aus der Atmosphäre in Biomasse binden und der involvierte Kohlenstoff im besten Fall über den Nutzholzpfad in langlebigen Produkten und Werkstoffen gespeichert wird. Denn so kann er über Jahrhunderte den biogeo-



INS NETZ GEGANGEN

Erholen im Wald

Die Marktforscher der Kantar Group haben herausgefunden: Die junge Generation schätzt zunehmend (77 Prozent) den Wald als Erholungsort. Mehr Infos: www.fsc-deutschland.de



Gute Zensuren für Waldbesitz

54 Prozent der Bevölkerung sind der Ansicht, dass sich Waldbesitzende „besonders gut“ um den Wald kümmern. Bei eigener Anschauung von Waldeigentümern steigt das Vertrauen noch einmal um 15 Prozent. Förster erreichen eine Quote von 89 Prozent. Das geht aus einer Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach von Ende 2022 hervor. Sie ist Teil der Aufklärungskampagne „Mein Wald ist für Dich da“, die von BMEL und PEFC Deutschland gefördert wird. Mehr Infos: www.pefc.de



WUSSTEN SIE SCHON, ...



... dass **Amrum die Nordseeinsel mit der größten Waldfläche (185 ha)** ist, gefolgt von Sylt (180 ha) und Föhr (100 ha)?

... dass **Singvögel** – vor 43 Mio. Jahren entstanden – **in Städten lauter singen müssen als in der Natur, um gehört zu werden?** Das Phänomen ist bei Menschen als „Lombard-Effekt“ bekannt. Der Pirol mit seinen 79 Gramm Körpergewicht pflegt den niedrigsten Gesang (0,2 kHz) eines einheimischen Vogels; das Sommergoldhähnchen (Foto) wiegt 5,6 Gramm und tiriliert auf der höchsten durchschnittlichen Gesangsfrequenz von 7,8 kHz.



... dass der **deutsche Wald laut Zertifizierer PEFC 440 anerkannte Arzneipflanzen beheimatet?**

In einem Bienenstock gibt es bis zu 40.000 Arbeiterinnen, jede von ihnen lebt im Sommer nur etwa 35 Tage. In dieser Zeit sammelt sie Nektar und Honigtau, pro Flug – bis zu 10 am Tag – maximal 30 Milligramm, die sich durch Verarbeitung um die Hälfte reduzieren. Für 500 Gramm Honig unternehmen alle Angehörigen eines Bienenvolks an die 200.000 Ausflüge pro Tag, sie legen dabei eine Flugstrecke von etwa 120.000 Kilometern zurück. Das entspricht drei Runden um den Äquator.

So ließen sich noch viele staunenswerte Superlative aus der Natur der Bienen aufzählen. Zum Beispiel der Umstand, dass sich die beiden Flügelpaare ineinanderhaken, um mit einer Frequenz von bis zu 150 Schlägen pro Sekunde den Flug zu gewährleisten. Oder die Speicherung von Informationen über Ort und Art des Futters im Langzeitgedächtnis und deren Mitteilung an die Mit-Bienen durch eine Tanzsprache.

Bestimmt genauso viele Bücher gibt es bereits zum Thema „Bienen“ (inklusive der in Wirklichkeit gar nicht so süßlichen „Biene Maja“ des gebürtigen Ahrensburgers und nachmaligen NS-Fans Waldemar Bonsels). Aber eines ragt aktuell eindeutig heraus: Das sind die „Bienengedanken“ der Buchautorinnen Bettina Thierig, Dorothea Brückner und Simca Susan Schön (Layout) – eine ungewöhnlich attraktive Mischung von Aspekten aus Kunst und Wissenschaft, herausgegeben von der Schweisfurth-Stiftung, publiziert im Westend Verlag.

Kostet was, aber ist es wert, auch wenn die markanten Probleme der Honig-Branche offenbar bewusst ausgeklammert werden. Diese beginnen in Deutschland mit dem Verzehr von einem Kilo Honig pro Kopf pro Jahr, ohne Zweifel dank der Inhaltsstoffe eine gesunde Ernährung. Doch solche Menge können die (laut Dt. Imkerbund) etwa 140.000 Imker oder vielmehr: deren Bienenvölker gar nicht produzieren. Also wird importiert, woher auch immer, ca. 90.000 Tonnen pro Jahr, so das Celler Institut für Bienenkunde. Der den Waben vom Imker entnommene Honig, eigentlich als Wintervorrat im Stock angelegt, wird durch Zuckerlösung ausgeglichen. Um die Nutztiere gesund zu erhalten, muss – sogar gesetzlich vorgeschrieben – besonders die Varroamilbe bekämpft werden; sie gilt als eine Hauptursache von manchem Bienensterben. Auch



Friedfertig und schön: Die Blaue Holzbiene ist die größte heimische Wildbienenart.

Gefahren für den Superorganismus

Bienenkundige sorgen sich: Imkern ist groß in Mode, es gibt zu viele Völker, aber die wilden Arten sterben aus.

der den Bienen eigene Schwarmtrieb mit der Teilung eines Volkes soll, logisch aus Imkersicht, eingeleitet werden. Kurzum, die solcherart „veredelten“ Hochzuchtstrassen haben nur noch wenig gemein mit der ursprünglich hier lebenden robusteren Art, der Dunklen Honigbiene.

Als artgerecht agierender Bienenbetreuer muss man einiges beachten, doch ob das immer geschieht – daran gibt es Zweifel. Schließlich regiert derzeit geradezu ein Bienenhype; Berufsimker, aber auch Hobbyimker haben Konjunktur. Dadurch ist die Bienendichte besonders in Großstädten wie Berlin

(2016: sechs Völker pro Quadratkilometer) enorm angestiegen. Etliche Firmen und Institutionen halten sich Honigbienenvölker zur Imagepflege.

Dabei spielt sich das wahre Drama gleich in der Nachbarschaft ab: der Niedergang der 561 hierzulande vorhandenen Wildbienenarten. 50 Prozent von ihnen stehen vor dem Aussterben. Die Rainfarn-Maskenbiene, die Blaue Holzbiene und ihre dutzenden Varianten: Diese friedlichen, kurze Wege bevorzugenden, intensiven Blütenbesucher sind häufig Solitäre, manche bauen ihre Nester in den Boden und sie alle stehen in Nahrungskonkurrenz zu den Heerschaaren der konventionellen Honigbiene, deren Hauptaufgabe inzwischen die großflächig benötigte Bestäubung ist.

Ursprünglich war die Honigbiene ein wildes Waldtier. Und das nicht von ungefähr, denn dort passte und passt sie gut hin. Auf Lichtungen und an Waldrändern findet sie substanzvolle Nahrung; sie „revanchiert“ sich durch ihre Bestäubungsleistung und auch dadurch, dass sie zusammen mit Ameisen den Honigtau erntet, der sonst die Spaltöffnungen von Blättern und Nadeln verstopfen würde. Merke: Die Durchlichtung von Wäldern dient auch dem Ansiedeln der Trachtpflanzen für die noch verbliebenen Wildbienen.

Von ihrer alten Heimat in Baum und Boden erzählen schon steinzeitliche Wandmalereien, die in einer Höhle in Spanien entdeckt wurden. Honig, Honig stand am Anfang der Kunst.

Mehr Infos:

Arbeitsgemeinschaft der Institute für Bienenforschung e.V.
Institut für Bienenkunde Celle
www.wildbienen.info
www.bee-careful.com
www.mellifera.de

Buch-Empfehlung

Bettina Thierig, Dorothea Brückner
Bienengedanken
Einblicke aus Kunst und Wissenschaft in die Welt der Honigbienen
Westend Verlag
132 S., 38 EUR



„Was ist überhaupt heimische Flora?“

Ein Professor aus Florenz kennt sich aus mit der Welt der Pflanzen. Auch in seinem neuen Buch berichtet er darüber. Selten, dass sich ein Erforscher komplexer Materie so eindeutig wie unterhaltsam ausdrücken kann.



Auch eine von Mancusos Geschichten: Wie die Apollo-14-Mission Baumsamen zum Mond und wieder zurück brachte.

Stefano Mancuso, 58, ist einer der weltweit führenden Experten für die Neurobiologie der Pflanzen: Publikationen ohne Ende, Lizenzen in vielen Sprachen. Der Kalabrier forscht und lehrt seit 2005 an der Universität von Florenz. Mancuso ist immer noch begeistert von seinen Schützlingen, den Pflanzen. Von ihren Strategien, ihrer Komplexität. Doch er vermittelt diese Begeisterung nicht durch aufgesetztes Belehren, sondern mit gelassenem Erzählen. Jetzt ist ein neues Buch von Mancuso erschienen, „Die Welt der Pflanzen ... und wie sie Geschichte machen“, und es lohnt sich wirklich, so viel vorab, sich diese vom *professore* persönlich illustrierten 185 Seiten zu Gemüte zu führen.

In einem anderen Buch von ihm, „Die unglaubliche Reise der Pflanzen“, erzählt Mancuso eine Story, die in der Ténéré, einer Wüste innerhalb der Wüste Sahara spielt. Mitten in diesem Areal, geprägt von bis zu 400 Meter hohen Sanddünen und nur gelegentlich durchstreift von Tuareg-Karawanen oder den Enthusiasten der Rallye Dakar – da stand ein Baum, eine Schirm-Akazie. Sie wurde dort 1850 entdeckt, gehört zu der Mimosen-Familie, ist immergrün, verträgt die härteste Hitze und galt lange Zeit als „Leuchtturm der Wüste“. Galt. Bis nämlich der „einsamste Baum der Welt“ am 8. November 1973 von dem betrunkenen Lenker eines Lkw umgefahren wurde.

Mancuso gibt diese Geschichte schön lakonisch zum Besten. Ähnlich wie – in seinem aktuellen Buch –

das „Jahrhundertverbrechen“ der Entführung und Ermordung des kleinen Sohnes von Charles Lindbergh (1902–1974), dem berühmten Solo-Überquerer des Atlantiks 1927 mit seinem einmotorigen Eindecker, der „Spirit of St. Louis“. Aufgeklärt wurden die Tat und der Täter zum Tode verurteilt durch die Einführung eines Beweismittels, das es bis dahin vor Gericht nicht gegeben hatte, nämlich die Untersuchung von einem Stück Holz. Mancuso verbindet die Erzählung mit einem Appell, Erkenntnissen der Botanik endlich Zugang zu den polizeilichen Forensiklaboren zu ermöglichen. Pflanzenmaterial sei bisher dort irrelevant. Scusi. Das stimmt jedenfalls nicht ganz. Hierzulande gehört die forensische Botanik als Sparte durchaus zur Kriminalwissenschaft.

Mancusos Plädoyer für „Die Welt der Pflanzen“ enthält aber nicht nur pointierte, kuriose und spannende Geschichten. Der Neurobiologe hat eine eindeutige Sicht auf die „Intelligenz der Pflanzen“, so der Titel eines anderen seiner Bücher, gewonnen. Er hat über das Erinnerungsvermögen der Mimosen gestaunt, hat den hierarchiefreien, dezentralen Austausch der Pflanzen in einem vernetzten System – zum Beispiel bei der Symbiose der Flechten mit Pilzen und Algen – erforscht, auch deren Fähigkeit sich zu verteidigen. „Bei Pflanzen“, so sagt er, „sehen wir ein ganz anderes Leben“. Ganz anders und doch extrem hilfreich, denn ohne ihren durch die Photosynthese produzierten Sauerstoff gäbe es keine Existenz auf der Erde.

Sozusagen im Gegenzug plädiert Stefano Mancuso dafür, dass Pflanzen nicht länger als Sachen ohne eigene Rechte betrachtet werden dürfen, er hat dazu ein Manifest verfasst. Dieses Plädoyer des sympathischen Professors verschaffte nicht nur seinen Büchern schöne Aufmerksamkeit, sondern auch seinem Anliegen, das sich nicht weit entfernt von einem naturnahen Umgang mit der Ressource „Wald“ darstellt. Sein Verständnis des Nutzens und der „Würde“ der Pflanzen schließt eine Verengung des Begriffs „Ökosystem“ aus. Auch mit dem Begriff „invasiv“ kann er, „nichts anfangen“. Der Direktor des „Laboratorio Internazionale di Neurobiologia Vegetale“ fragt noch einmal*, was andere längst für sich zu wissen meinen: „Was ist denn überhaupt eine heimische Flora?“



Prof. Stefano Mancuso, Experte für die Neurobiologie der Pflanzen, findet in der Botanik „ein ganz anderes Leben“.

Und er zögert nicht mit einer klaren Antwort: „Das, was man heute als heimatische Umgebung bezeichnet, sah vor 100 Jahren völlig anders aus. Wenn man sich die deutsche Flora anschaut, sind 90 Prozent nicht original. Nicht mal die Kartoffel ist deutsch.“ Oder, auf sein eigenes Land bezogen: „Alles, was heute als italienisch gilt, kommt aus der Fremde: der Weizen für die Spaghetti aus dem Orient, die Tomaten für die Sauce aus Südamerika, das Basilikum aus Indien.“ Mancusos Grunderkenntnis: „Die sogenannten invasiven Arten von heute werden die typische Flora von morgen sein.“

Buch-Empfehlung

Stefano Mancuso
Die Welt der Pflanzen
... und wie sie Geschichte machen
Verlag Klett-Cotta
192 S., 25 EUR



* im Interview mit der Zeitschrift „Fluter“ der Bundeszentrale für politische Bildung



Eine feuchte Beziehung

„Licht ist die Tankstelle des Lebens“, sagt der Maler Hermann Reimer. So wirken die Farben in seinen Gemälden manchmal intensiver als in der Realität – Gegenbilder zum Wald-Klischee des „röhrenden Hirschen“.

Wald und Wasser brauchen sich gegenseitig. Auch um Dürren vorzubeugen, will die Bundesregierung den „naturnahen Wasserhaushalt wieder herstellen“. Dazu wurde eine anspruchsvolle „nationale Wasserstrategie“ aufgesetzt.

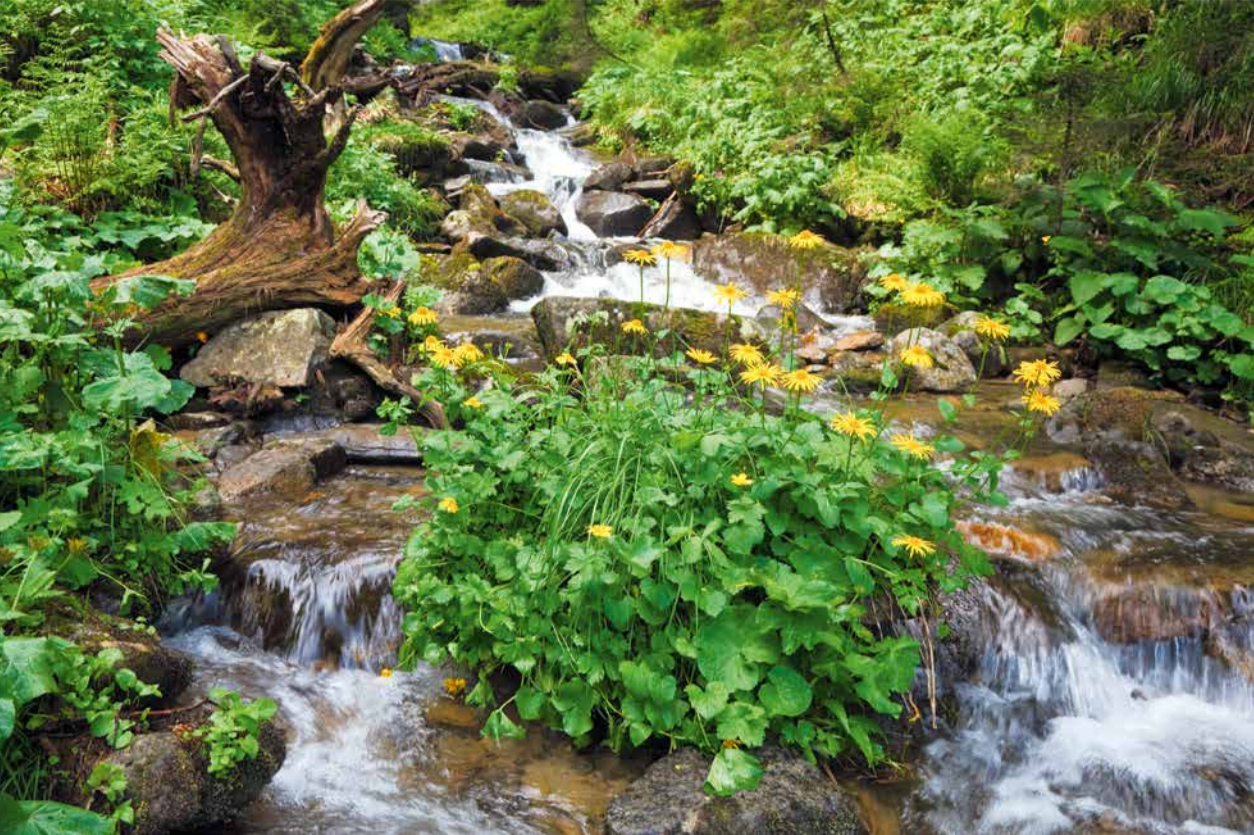
Hermann Reimer studierte Malerei an der Hochschule der Künste in Berlin und war Meisterschüler von Klaus Fußmann. Seine Ölfarbe bringt er mit dickem Pinsel auf die Leinwand. „Die Ruhe beim Malen im Wald“ schätzt der Berliner Künstler besonders.



Am Tag, als der Regen kam, nach der sommerlichen Trockenheit, da konnte man ihn schon riechen, kurz bevor die Tropfen fielen. Besonders im Wald. Dieser Effekt ist Hydrologen seit Jahrzehnten bekannt. Und auch das Warum haben sie herausgefunden: Die regenschwangere Luft und dann der Regen selbst setzen zusammen mit Mikroorganismen und pflanzlichen Ölen Duftstoffe frei, etwa den Alkohol Geosmin, die in dem porösen Waldboden gebunden waren. Petrichor nennt sich das Odeur, das bei feinem Gesprengel von oben deutlicher als bei pladderndem Starkregen zu erspüren ist.

Der Duft des Regens, das ist aber nur die eine, etwas bizarre Variante des komplexen Verhältnisses zwischen Wald und Wasser. Es gibt wohl kaum andere Naturphänomene, die so eng miteinander verschwistert sind. Sie brauchen sich, existenziell, schon weil der Baum ähnlich dem Menschen überwiegend aus Wasser besteht.

Ein interessantes Feld, auch für Künstler wie den diplomierten Physiker und Maler Hermann Reimer. Das Thema Wald, mit hoher Fertigkeit in Szene gesetzt, hat den Berliner seit seinen ersten Erfolgen „nicht mehr losgelassen“. Immer wieder taucht in den hochfarbigen, fast surreal wirkenden Wald-



Lebendiges Biotop: Bis zu 200 Liter Wasser stecken unter einem Quadratmeter Waldboden.



Noch grün und schon braun: Blattwerk einer Buche nach einem sehr trockenen Sommer.

Stücken das „Wasser“ auf, als verspiegelte Nähe der beiden Sphären. Reimer liefert die geheimnisvolle optische Metapher für unsere Story, danke.

Mit aufgesetzter Romantik käme man in diesem Sommer auch nicht mehr weit. Bestandsaufnahme und Prognosen bei Redaktionsschluss Ende Mai verhießen nichts Gutes. Europas Süden wurde bereits von Hitzewellen gebeutelt. Und auch für den Norden sieht es nicht rosig aus, obwohl Schleswig-Holstein wegen seiner Lage zwischen den Meeren immer etwas weniger betroffen ist. Doch die Zahlen sprechen für sich: Ein Niederschlagsdefizit von 15 Prozent hat die Nordwestdeutsche Forstliche Versuchsanstalt (NW-FVA) für das letzte Jahr ermittelt. Mehr als 100.000 Menschen sollen als Folge von Europas 2022er Hitzesommer gestorben sein.

Die überwiegend selbst eingebrochene weltweite Wasserkrise als Unterabteilung des Klimawandels – extrem heiße Tage haben sich seit 1980 fast verdoppelt – musste auch die „große Politik“ alarmieren. So unterstützt Deutschland weltweit den Kampf gegen die Trockenheit mit ca. 700 Mio. Euro pro Jahr. Und die UN haben das Thema geradezu adoptiert. In Sharm el Sheikh auf dem Sinai saßen Ende letzten Jahres Vertreter von 190 Staaten der Erde beim Klimagipfel zusammen – am Rande der Wüste, die früher zu gutem Teil grün war. Und der New Yorker UN-Wassergipfel im März ging mit etwa 700 Selbstverpflichtungen von Organisationen und Staaten plus, wie überraschend, dem Ruf nach einem „Sonderbeauftragten“ zu Ende.

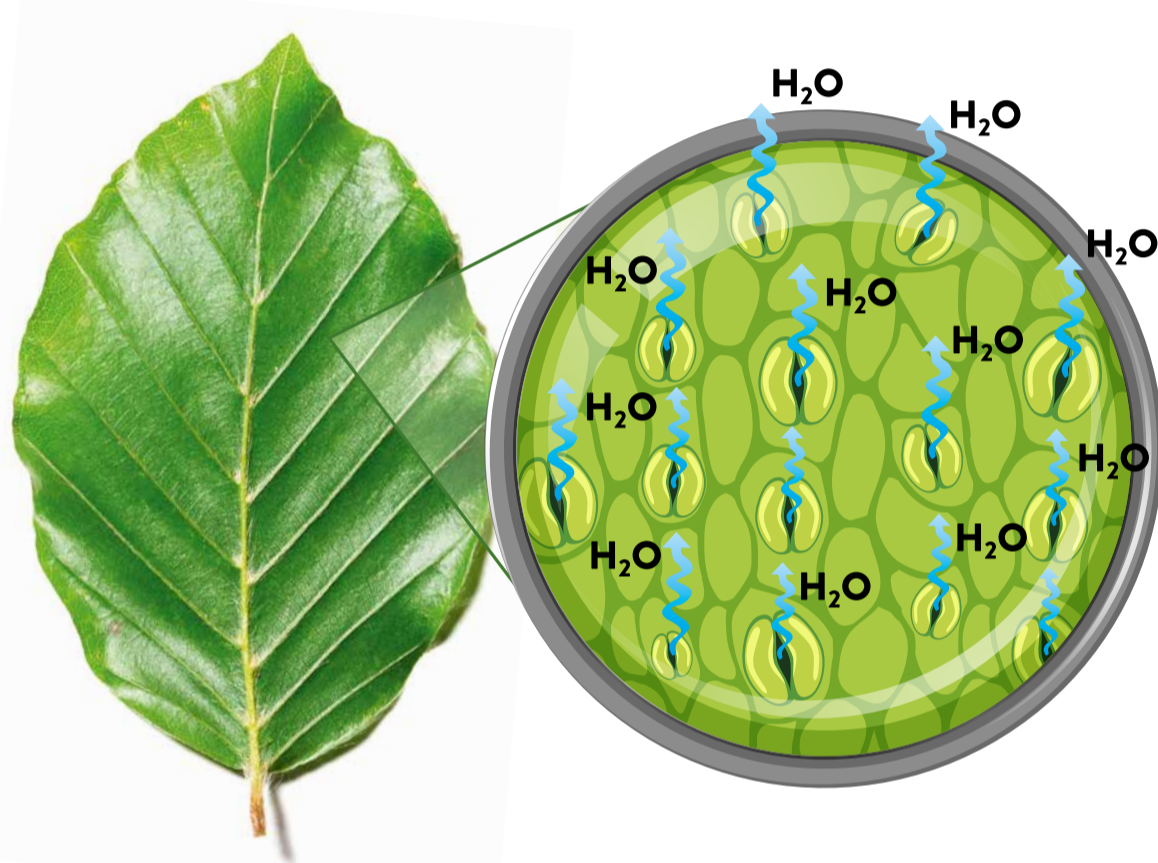
Ähnliche Anstrengungen gibt es auch auf nationaler Ebene. Eine vom Kabinett im März beschlossene „Nationale Wasserstrategie“ soll auf der Basis von „Wasserforum“ und „Wasserdialoq“ die „wasserbezogenen Maßnahmen in allen relevanten Sektoren“ bündeln und bis 2030 „schrittweise“ umsetzen. Eines der Ziele: „Der naturnahe Wasserhaushalt wird gestärkt und wiederhergestellt.“ Klingt gut, doch bis dahin wird, Binsenweisheit, leider, noch viel Wasser nicht nur den Rhein hinunterfließen.

Frage also: Was sorgt dafür, dass Europa nicht so kollabiert wie im 12. Jahrhundert v. Chr. das hoch entwickelte Reich der anatolischen Hethiter, das nach einer Folge von dürrer Jahren aus der Geschichte verschwand?

Konkret: Was kann unseren von Trockenheit, Käferfraß, Waldbränden und Absterben bedrohten heimischen Wäldern wirklich helfen? Welche Maßnahmen dämpfen den Klimawandel, indem sie das Wasser bewahren?

Zum Beispiel: Den „Wasserfußabdruck“ verringern. Dieser beträgt hierzulande pro Jahr 117 Mrd. Kubikmeter. Darin enthalten ist auch das „virtuelle“ Wasser, das bei Anbau und Produktion von Lebensmitteln anfällt. Unglaublich: Für ein Kilo Rindfleisch werden alles in allem 15.000 Liter Wasser benötigt.

Zum Beispiel: Nur torffreie Blumenerde verwenden. Torf gehört ins Moor, aber in das nasse Waldmoore, überwiegend entwässert, umfassen in Schleswig-Holstein 8,5 Prozent (in Deutschland: 15 Prozent) der Waldfläche, das sind 14.900 Hektar. Deutschlandweit gelten 92 Prozent der Moore als entwässert, verantwortlich für 7,5 Prozent der Emission von CO₂. Wiedervernässung heißt die Devise, selbst wenn dabei das klimaschädliche Methangas entsteht, das sich jedoch viel schneller in der Atmosphäre abbaut als CO₂.



Indem der Druck („Turgor“) der beiden gegenüberliegenden Schließzellen verändert wird, können die Spaltöffnungen an der Unterseite der Blätter durch Öffnen oder Schließen des Spalts die Verdunstung regulieren. Bei einer Öffnung entweicht Wasserdampf. Viele Pflanzen besitzen Einrichtungen, die sie vor dem Austrocknen schützen.

Zum Beispiel: Mehr Bäche wagen. Noch im 20. Jahrhundert wurden viele der Stadtbäche als Kanäle unter die Erde gelegt, auch aus hygienischen Gründen. Doch im Sommer können sie, ähnlich wie ein Wald im Regen, für Kühlung sorgen. In Freiburg i. Br. gibt es die „Stadtbächle“ seit eh und je. Darmstadt und Zürich sind bereits dem Beispiel gefolgt. Mehr Wasser in der Stadt: das geht fast überall.

Zum Beispiel: Die Speicherkapazität unserer Wälder verstärken. Der Umbau zu Mischwäldern mit besserer Witterungsresistenz und Wasserverfügbar-

keit findet inzwischen breite Zustimmung. Weißtanne, Douglasie oder Robinie sind bereits akzeptierte Hoffnungsträger. Aber reicht das aus? Müsste die Palette der erprobten Resistenzler nicht größer sein? Waldbesitzer Claus Laessing im Aukrug kann dazu einiges sagen (S. 7).

Als gesichert gilt, dass die Zusammensetzung der Baumarten erheblichen Einfluss auf Wassermenge und -qualität hat: Laubbäume bevorzugt. An der Unterseite ihrer Blätter befinden sich feine Öffnungen. So kann eine erwachsene Pappel bis zu 450

Liter pro Tag verdunsten, auch eine Birke schafft bis zu 400 Liter. Dadurch entsteht der Sog, der das Wasser vom Wurzelgeflecht den Stamm hinaufzieht und nicht nur das gesundheitsfördernde Binnenklima des Waldes (WALDBLATT 3/22) bewirkt, sondern auch neuen Regen. Der Wald produziert ihn. Umgekehrt haben Forscher der University of Leeds dokumentiert, dass für jedes Prozent verlorener Waldfläche die Regenmenge um etwa einen Viertel liter pro Quadratmeter sinkt.

Sofern das Kronendach dieses zulässt, wird der Regen je nach Baumart auch über den Stamm in den Boden geleitet, um dort Richtung Grundwasser zu versickern oder sich in Bächen zu sammeln und abzufließen. Bis zu 200 Liter Wasser können sich unter einem Quadratmeter Waldboden verbergen. Die Bodenfeuchte enthält viele Nährstoffe, die für das Wachstum der Waldbäume notwendig sind. Auch hier verschränken sich Wasser und Wald. Genauso wie bei den unzähligen Lebewesen im feuchten Waldboden, die Reststoffe recyceln und in Humus verwandeln. Klar, dass die Regenwürmer, die diese Heerscharen aus der Dunkelheit anführen, Trockenheit nicht mögen und sich flugs in den „Dürreschlaf“ begeben.

Das Wohlergehen der Bodenfauna oder der Duft des Petrichor dürfte die Legionäre des römischen Feldherrn Publius Quinctilius Varus weniger interessiert haben. Im Jahr 9 n. Chr. mussten sie sich in strömendem Gewitterregen durch den „klassischen Morast“ (so der Dichter Heinrich Heine) der westfälischen Wälder wühlen, um dann doch von den Dschungelkriegerern des Cheruskerfürsten Arminius überwältigt zu werden. Wald und Wasser, das kann auch eine gefährliche Allianz sein.

Mehr Infos:

- www.landschaftsmaler.eu
- www.nw-fva.de
- www.bmu.de/wasserdialoq

Starkregen im morastigen Wald: Ein Unwetter half den Germanen beim Kampf gegen die römischen Legionäre in der berühmten Varus-Schlacht des Jahres 9 n. Chr.



Fotos: ZDF Enterprises GmbH, AdobeStock / teediviscious, AdobeStock / wildman, Illustration: AdobeStock / blueringmedia / AleMasche/72

Er kann klein und ganz groß, eine Bauernhütte und eine Konzernzentrale, aber immer aus Holz – der weltberühmte Architekt Shigeru Ban. An dem Hauptsitz der innovativen Swatch Group in Biel/Schweiz hat der Japaner demonstriert, dass dem Bauen mit Holz, besser: in Holz, keine Grenzen gesetzt sind. Errichtet wurde eine faszinierende Holzgitterkonstruktion, deren Fassade eine Fläche von ca. 11.000 Quadratmetern umfasst, sich bis zu 27 Meter hochwölbt und hinter der auf fünf Stockwerken eine Geschossfläche von 25.000 Quadratmetern bereitsteht.

Für diese lebende Skulptur im Zentrum der Uhrenmetropole wurden nach Konzernangaben an die 1.997 Kubikmeter überwiegend Fichtenholz aus Schweizer Wäldern benötigt – eine Menge, die dort in weniger als zwei Stunden wieder nachwächst. Insofern stellt der Swatch-Tempel auch ein prominentes Beispiel dafür dar, wie die Kombination aus nachhaltiger Waldwirtschaft und perfektem Bauhandwerk zur Senkung der CO₂-Last beitragen kann. Und das nicht nur im Alpenland, sondern weltweit.

„Wir können uns aus der Klimakrise herausbauen!“ So lautet denn auch die Devise von Prof. Hans Joachim Schellnhuber, dem renommierten Klimaforscher, Gründer des PIK (S. 2) und der Organisation „Bauhaus Erde“, ebenfalls in Potsdam. Er schätzt das Bieler Swatch-Gebäude. Holzbau, sagt der Emeritus, ist „regenerative Architektur“. Ein einziges Einfamilienhaus aus Massivholz kompensiere den CO₂-Ausstoß von 100 Hin- und Rückflügen zwischen Berlin und New York.

Die Basis aller Erkenntnis gilt als unbestritten: Die gebaute Umwelt ist für 40 Prozent – Schellnhubers „Elefant“ – der weltweiten CO₂-Emissionen verantwortlich (wobei die Hälfte davon für Material und bei der Herstellung der Gebäude und Infrastrukturen anfällt). Allein 11 Prozent der globalen CO₂-Last hat mit der Produktion von Beton zu tun.

Ebenfalls unbestreitbar sind die Vorteile des ressourcenschonenden Holzbaus. Etwa: Holz hat kurze Wege, dämmt bestens, trocknet schnell, ermöglicht einen hohen Vorfertigungsgrad, was den Einsatz rarer Arbeitskräfte und damit die Bauzeit reduziert, und ist, zum Teil noch nicht angemessen genutzter, Bestandteil der „städtischen Fundgrube“, wie Claus Greber, Vertriebsleiter Holzbau der Pfeifer Group (s. u.) die Kreislaufwirtschaft nennt. Längst erfolgreich erprobte Baustoff-Innovationen wie die faserparallel verklebte „BauBuche“ der Firma Pollmeier oder das Brettsperrholz (CLT) eröffnen Architekten und Bauherren viele Möglichkeiten.

Der „Elefant im Klimaraum“

In Potsdam wird darüber nachgedacht, wie nachhaltige Waldwirtschaft und der Holzbau unsere Städte retten können.



Wie man eine Stadt bereichern kann: Der Holzbau des Swatch-Konzerns in Biel / CH und (unten) das Institut für Klimafolgenforschung (PIK) im früheren Observatorium Potsdam auf dem Telegrafenberg.

Logisch, dass auch die Politik den Holzbau für sich entdeckt hat. Immerhin liegt die deutsche Holzbauquote inzwischen bei 20 Prozent. Bis 2030, so haben die Agrarminister der Länder beschlossen, soll die Holzbauquote im Wohnungsbau auf 30 Prozent erhöht werden. Initiativen gibt es nicht nur in den Waldländern Bayern und Baden-Württemberg, in Schleswig-Holstein bietet das Kieler Holzbauzentrum Nord bereits seit 2009 einen Strauß von Dienstleistungen an. Auch auf europäischer Ebene tut sich einiges, seit Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen sich das Projekt „Neues Europäisches Bauhaus“ (NEB) zu eigen gemacht hat. Über 100 Mio. Euro aus EU-Etats stecken in dem Vorhaben, 600 offizielle Partner werden vermeldet. Nur die mehrfach angekündigte nationale Holzbauinitiative ist bislang über den Status eines „Vorhabens“ nicht hinausgekommen.

POTSDAM, „DAS EPIZENTRUM DER BAUWENDE“

Dafür brummt es in Potsdam. Noch in diesem Sommer soll mitten in der PIK-Stadt ein Pavillon aus biobasierten und wiederverwendeten Materialien („ProtoPotsdam“) errichtet werden, um das Thema „Wie müssen wir bauen?“ durchzuspielen. Das „Wo“ ist bereits klar. Schellnhuber: „Der Klimaschutz wird letztlich beim Bauen in Städten entschieden.“ Bei den Quartieren für die erwartet 2,5 Milliarden weiteren Bürger des Planeten bis 2050. Richtig angefangen, können solche Städte sogar zu Kohlenstoffsenken werden.

Der Pavillon will auch neugierig machen auf das feste „Bauhaus Erde“, das ebenfalls in Potsdam entstehen wird. In diesem Institut – bereits 2019 gegründet, aus Landes- und Bundesmitteln sowie Stiftungsgeldern finanziert – will man eine „Denkfabrik“ für die klimagerechte Transformation der gebauten Umwelt, übrigens auch in der Region, ansiedeln. Potsdam soll das „Epizentrum der Bauwende im 21. Jahrhundert“ werden.

Das ist weit ausgeholt. Ähnlich wie beim Konzept für das klassische Bauhaus des Architekten Walter Gropius (1883-1969) in Weimar und Dessau. Schellnhuber: „Wir können es uns nicht leisten, nicht kühn zu denken.“

Mehr Infos:

www.bauhauserde.org
www.shigerubanarchitects.com
www.pik-potsdam.de
helga.kuehnenrich@bbr.bund.de

Altholz ist Gold wert

In ihrem Uelzener Werk baut die Pfeifer Holding ein Altholz-Recycling auf und plädiert für die Kreislaufnutzung des hölzernen Rohstoffs.



Michael Pfeifer, CEO der Pfeifer Holding.

Recyclingwirtschaft, das Stoffstrom-Management, das „Cradle-to-cradle“-Projekt oder (klingt hipper) die Vertreter des „urban mining“ kümmern sich mit unterschiedlichen Akzenten darum.

Ihr Thema hat auch wirklich Dimension. So setzt die deutsche Volkswirtschaft pro Jahr rund 1,3 Mrd. Tonnen an Materialien im Inland ein. 415 Mio. Tonnen Abfall bleiben jährlich übrig, darunter sind immerhin auch 8 Mio. Tonnen Altholz. Über die aktuelle Quote der Wiederverwertung dieses Batzens gibt es unterschiedliche Angaben. Die Altholzbranche spricht von „nahezu 100 Prozent“, die Wissenschaftler vom Institut Fraunhofer WKI von „derzeit nur ca. 25 Prozent“.

Wie immer, einig sind sich wohl alle: Gerade für Holz sollte am Ende eines Produktlebens das Recycling an erster Stelle stehen. Mit einer möglichst tief gestaffelten Kaskadennutzung, die das bereits dort gespeicherte CO₂ im Holz hält, können Millionen Tonnen Treibhausgase eingespart werden. „Mehr Kreislaufwirtschaft ist das Gebot der Stunde“, sagt Michael Pfeifer, Geschäftsführer der Pfeifer Holding GmbH, einem Familienunternehmen für Holzprodukte mit Werken in Österreich, Tschechien, Finnland und Deutschland.

Der nördlichste mitteleuropäische Standort der Firma mit Hauptsitz im Tiroler Oberland ist Uelzen, die alte Hansestadt am Rande der Lüneburger



Unmittelbarer Wasserzugang: Das Fabrikgelände von Pfeifer am Elbe-Seitenkanal.

Heide. 2005 hatte man hier mit dem Ableger der Holzfabrik Heggenstaller ein Traditionsunternehmen akquiriert und schrittweise weiter ausgebaut. Der aktuelle Plan sieht für Uelzen ein Investment von rund 50 Mio. EUR bis 2024 vor. Größtes Engagement: der Neubau einer Altholzaufbereitungsanlage für ca. 70.000 Tonnen Altholz pro Jahr in den Schadstoffklassen A1 (naturlastloses Holz, mechanisch behandelt) und A2 (beh. Holz Innenbereich).

Umweltfreundlicher Nebeneffekt: Die Trocknung der Altholzspäne soll nur die Hälfte der Energie benötigen wie bei der Trocknung frischer Späne, die als Sägenebenprodukt anfallen. Die getrock-

neten Späne werden zu Palettenklötzen verarbeitet. Pfeifer-Uelzen steht derzeit bereits für jährlich 260.000 Kubikmeter Klötze – ohne die sich keine Paletten stapeln ließen, sprich: der Welthandel nicht funktionieren würde.

Die rund 200 Uelzener Mitarbeiter jedenfalls (Pfeifer insgesamt: mehr als 2000) dürften froh sein, dass durch die Ausbauoffensive mit der Altholz-Verwertung ihr Standort langfristig abgesichert sein dürfte. Auch das ist Gold wert.

Mehr Infos:

www.pfeifergroup.com



1



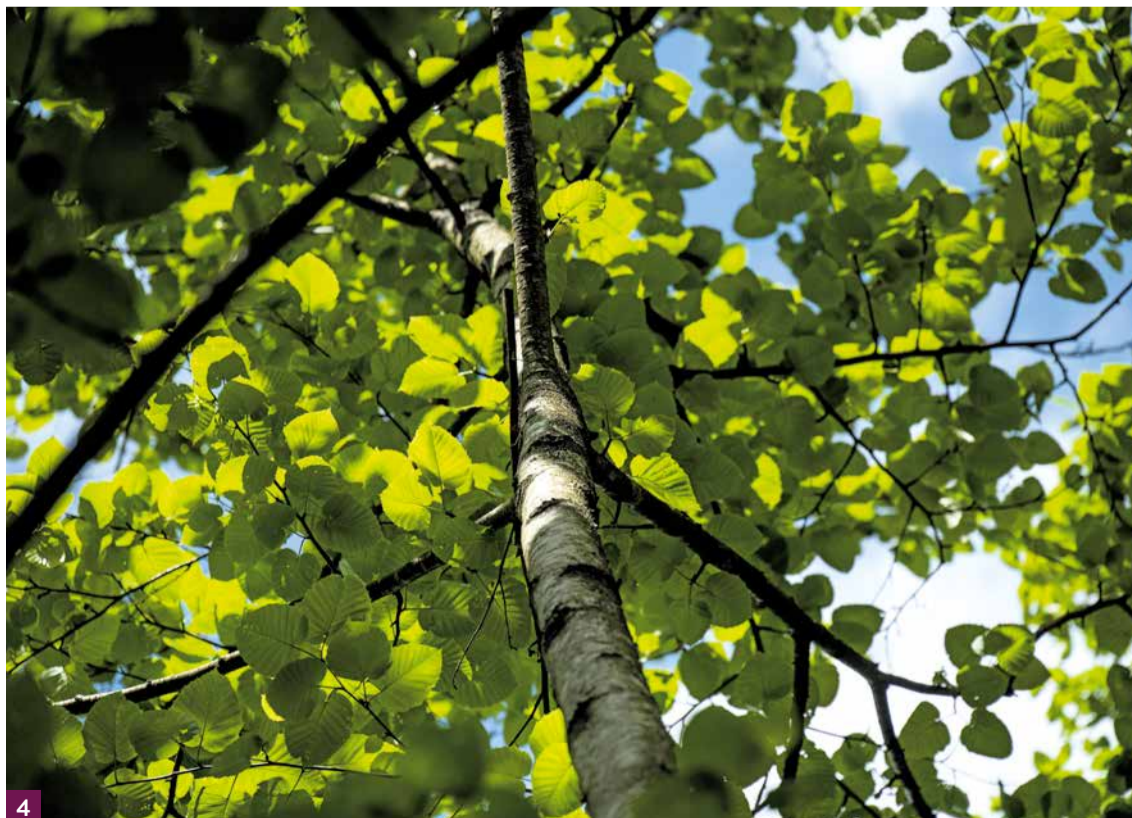
2



3

Der Handlungsbedarf ist hoch: Eine „standortgerechte und an das zukünftige Klima angepasste Baumartenwahl“ fordert das Thünen-Institut für Waldökosysteme in Eberswalde. Deswegen sei ein strukturell vielfältiger, ungleichaltriger Mischwald das Gebot der Stunde. Entsprechende Anbauversuche gibt es vielerorten.

Auf dem privaten Gelände von Claus Laessing kann man deren Ergebnisse bereits gesund und munter besichtigen. Zum Beispiel den Tulpenbaum (1), der sich im Halbschatten als Buchenersatz eignen soll und selbst auf Ortsteinböden vorankommt. Oder die Zeder (2). Oder der Riesenlebensbaum (3), gut für den Voranbau, oder die Lindenblättrige Birke (4), ursprünglich auf der japanischen Insel Hokkaido zu Hause, schnell wachsend, eine Pracht im Herbst.



4



„Tetrapoden“: Mit Küstenschützern vergleicht Laessing die vielen Mammutbäume, die er als Windbrecher platziert hat.

Das Waldlabor des Claus Laessing in der Mitte Holsteins

Mammuts und noch mehr: In seinem Mischwald wachsen Varianten zu den gefährdeten traditionellen Baumarten.

Ein Besuch bei dem Waldbesitzer Dr. Claus Laessing ist wie die Begegnung mit einer anderen Welt. Natur und Familie spielen die entspannte Hauptrolle auf dem Anwesen im mittelholsteinischen Aukrug und in den benachbarten Wäldern auf einer Fläche von 70 Hektar. Laessing ist ein Macher. Sein Händedruck lässt vermuten, dass dem früheren Mediziner noch kein Skalpell aus der Hand gefallen ist.

Seit 1988 bewirtschaften er und seine Familie die Waldbestände in der Endmoränenlandschaft als Mitglied der Forstbetriebsgemeinschaft Hohenwestedt und in enger Kooperation mit Rolf-Martin Niemöller, dem Förster der Rendsburger Landwirtschaftskammer.

Laessings sichtbares Glück, in und mit der Natur zu leben, hat sich innerhalb der Schar von

Enkeln jedenfalls auch auf den jungen Emil verpflanzt, der am liebsten – versteckter Hinweis an den Opa – den Umgang mit Holz und Wald auch zu seiner ernsthaften Passion machen würde (Foto oben). Mit Kennerblick mustert der 12-Jährige, was mit den Bäumen los ist.

Dass zum Beispiel die Mammutbäume, so unbezwingbar sie auf den ersten Blick anmuten, als „Pyrophyten“ Feuer aushalten und unglaublich alt werden können, aber manchmal durch eine simple Invasion der giftigen Hallimasch-Pilze in Überlebensprobleme kommen.

Man möchte diesem sehr speziellen Wald noch viele ungewöhnliche Informationen abhuchen. Doch dann steht der Abschied an. Laessing geht zurück zu seinen Bäumen.



Wenn es stimmt, dass Musik die Angstreaktion im Gehirn unterdrückt, dann müssten die Forstfrauen häufiger pfeifen – „pfeifen im dunklen Wald“. Denn ein wenig wie dieses „Sich-selbst-Mut-Machen“ wirken die Antworten auf die Frage, wie es um die Rolle der Frau in den Forstberufen bestellt sei. Nein, Frauen seien dort „nicht mehr exotisch“, sagt Franziska Dannenberg aus dem Niedersächsischen Forstplanungsamt und Landesvertreterin für den Nordwesten im Jungen Netzwerk Forst (JNF), wengleich gerade in den höheren Forstfunktionen noch „Luft nach oben“ bestehe. Und auch der Waldbesitz, so betont Kathrin Böhling von der Bayerischen Landesanstalt für Wald und Forstwirtschaft (LWF) „ist faktisch keine Männerdomäne mehr“.

Richtig daran dürfte sein, dass sich derzeit, in der Öffentlichkeit kaum bemerkt, die Rolle der Frau im Umgang mit Wald und Forst neu definiert, von der Forstmaschinenführerin über die Forstwirtin, die Revierförsterin und die Forstamtchefin bis hin Leitungsfunktionen im höheren Dienst. Hinzukommt ein umfassender Generationenwechsel.

Man könnte auch sagen: Die Frauen kehren in den Forst zurück. Denn vor rund 70 Jahren hatten sie schon einmal zentrale Gestaltungsaufgaben übernommen – als „Trümmerfrauen des Waldes“, auch „Kulturfrauen“ genannt. Abermillionen kleiner Bäume



Konzentriert bei der Arbeit: Katharina Kock, Forstwirtin bei den Niedersächsischen Landesforsten im Forstamt Nienburg.

Keine Männerdomäne mehr?

Forstfrauen erobern den Wald, sind aber immer noch unterrepräsentiert.

wurden von ihnen gepflanzt; das Motiv war jahrzehntlang auf der Rückseite der 50-Pfennig-Stücke zu sehen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg befand sich der deutsche Wald in einem desolaten Zustand. Nicht nur hatten ihn die Nazis zum Teil rücksichtslos zerstört – Deutschland wurde auch dazu verurteilt, riesige Mengen Baumstämme an die Siegermächte zu liefern.

Durch diese „Reparationshiebe“ entstanden in Niedersachsen Kahlflächen so groß wie 200.000 Fußballfelder. Die schnelle Wiederaufforstung führte zu den problematischen Monokulturen aus Fichten und Kiefern.

Damit müssen sich die ambitionierten „Kulturfrauen“ von heute beschäftigen. Sie bringen eine „ganzheitliche Sicht“ (Kathrin Böhling) mit, sind mehr öko-

logisch orientiert und parat für den komplexen Waldbau. Sie haben aber auch „Lust auf körperliche Arbeit“, wie etwa die Forstwirtin Katharina Klotz aus Waldshut-Tiengen. Sie geht mit der Motorsäge so perfekt um, dass sie aus manchen Stämmen auch Skulpturen schnitzt („Carving“).

Besonders den jüngeren Forstfrauen gefällt, dass die Digitalisierung in der Forsteinrichtung

immer mehr um sich greift. Ganz oben auf der Wunschliste steht bei allen eine bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie und sicherlich auch das Schließen der Gehaltslücke, die laut Statistischem Bundesamt generell mindestens 7 Prozent des Brutto-Stundenlohns beträgt.

Frauen und Forst – man hat also noch genügend Themen. Deswegen haben sich hierzu-lande bereits 1993 die „Frauen im Forstbereich“ zu einem Verein zusammengeschlossen. Das EU-Projekt „Fem4Forests“ unterstützte ihre Argumentationen, lief aber 2022 aus. Dafür etablierte sich jetzt eine neue Organisation, der Dachverband „Women in Forestry International“ (WOFO), gegründet auf der Internationalen Forstfrauenkonferenz im letzten November in Traunkirchen/Österreich.

Es stimmt also, der Wald bewegt sich (nicht nur bei Shakespeare). Schon lange sind Forstberufe keine Imitation des Militärs mehr. Bis in die 1970er-Jahre waren „Försterinnen“ undenkbar. Aber das Optimierungspotenzial ist immer noch enorm. Der Bund Deutscher Forstleute (BDF) verweist auf gerade einmal 22 Prozent Försterinnen und 6 Prozent Forstwirtinnen, eine markante Unterrepräsentanz. Da wird „Pfeifen“ allein nicht helfen.

Mehr Infos:
www.forstfrauen.de
www.bdf-online.de
www.waldwissen.net

DER WOW-EFFEKT

Kalken

Der Kampf mit Kalk gegen den „saurigen Regen“ bestimmte die Wald- und Bodenschutz-Debatten der 1980er-Jahre. Seither ist das Stichwort aus dem Katastrophenwortschatz der Medien verschwunden. Doch es wird nach wie vor gekalkt – und das mit guten Gründen, wie jetzt das Forschungsprojekt „Kalko“ der Nordwestdeutschen Forstlichen Versuchsanstalt (NW-FVA) und ihrer Partnerinstitute ermittelt hat. WOW: In einer aktuellen Studie wies man für die Baumarten Fichte wie Buche infolge der Waldbodenkalkung eine bessere Nährstoffverfügbarkeit, höhere pH-Werte, geringere Aluminiumgehalte und eine gesteigerte Magnesiumversorgung nach. Die Sorge, die Wasserbilanz der gekalkten Böden würde sich verändern, hat sich nicht bestätigt. Mehr Info: www.fnr.de
Ansprechpartner: b.wilhelm@fnr.de



MEDIEN-TIPPS



Markus Bennemann
Böse Bäume

Wie sie töten, stehlen, Feuer legen – die dunkle Seite unserer liebsten Waldbewohner
Goldmann Verlag
272 S., 18 EUR
Hochgezwickelter Titel, interessante Inhalte.



Laurent Charbonnier,
Michel Seydoux

Die Eiche – Mein Zuhause
Außergewöhnlicher Naturfilm
Weltpremiere auf der Berlinale 2022
www.x-verleih.de
Mit digitalem Schulmaterial.



Wolf-Dieter Storl
Wir sind Geschöpfe des Waldes
Warum wir untrennbar mit den Bäumen verbunden sind
Verlag Gräfe und Unzer
367 S., 24,99 EUR
Eine „Biografie der Beziehung zwischen Mensch und Wald“, aus der Distanz gewinnbringend zu lesen.

Eine Staatssekretärin, die weiß, wie man am Baumstamm mit der Säge umgeht, und eine Prüfung als Waldarbeiterin bestanden hat, ist gewiss selten. Dass überhaupt eine Frau – diplomierte Forstwirtin – diese Leitungsfunktion wahrnimmt, ist in der Männerdomäne „Forst“ nicht weniger singulär. Und dass solche Frau dann auch noch überregional bemerkte Erfolge gerade in der Wald-Pädagogik vorweisen kann, macht das Profil der Persönlichkeit von Anne Benett-Sturies noch ein Stück komplexer. Seit Juni letzten Jahres fungiert die 63-Jährige als Spitzenbeamtin im Kieler Ministerium für Landwirtschaft, ländliche Räume, Europa und Verbraucherschutz.

Der Leitungs-Job in einer arbeitsteiligen Behörde war zunächst nicht absehbar, Anne Benett-Sturies liebt das pragmatische Anpacken. Dafür gibt es manchen Beleg. Als Tochter eines holsteinischen Landwirts wuchs sie „wald-nah“ auf, empfindet sich heute manchmal noch als „Wald-

Wissen, wie der Wald wirklich tickt

Anne Benett-Sturies amtiert seit 2022 als Staatssekretärin im Kieler Landwirtschaftsministerium.



Selbstbewusst: Ein „role model“ auch für andere Forstfrauen.

Pfadfinderin“ und war schließlich stellv. Bundesvorsitzende der Deutschen Waldjugend. Weil sie an den überfüllten Universitäten der 1980er-Jahre zunächst keinen Studienplatz fand, machte sie ein Praktikum beim Forstamt Lübeck und ging dann später an die Uni Göttingen, die noch heute „für ihren Praxisbezug bekannt“ ist.

Nach Diplom und Referendarausbildung übernahm sie „nahtlos“ die stellv. Leitung des Forstamtes Reinfeld bei Lübeck und ebenso ohne zu stolpern scherte sie, im Anschluss an das 2. Staatsexamen, in die Schleswig-Holsteinischen Landesforsten ein. Dort wartete die wichtige Projektleitung der Standortkartierung auf Benett-Sturies, inzwischen mit einem Forstmann verheiratet. Der Aufbau des Erlebniswaldes Trappenkamp zu einem überregional ausstrahlenden Musterprojekt für Waldpädagogik ging als nächstes auf ihre Kappe und dann auch noch die Leitung des Bildungszentrums für Natur, Umwelt und ländliche Räume in Flintbek bei Rendsburg.



In Uniform, aber immer schon praxisorientiert: Anne Benett-Sturies.

Kann eine Frau mit diesen Erfolgsstationen die immer wieder beklagte Unterrepräsentanz und Unterschätzung der Forstfrauen nachvollziehen? Antwort: „ein Stück weit“. Durch ihr unkompliziertes Selbstbewusstsein habe sie „auch bei preußischen Forstamtsleitern“ keine Probleme gehabt – ein klassisches „role model“. Aber auch generell habe sich „doch vieles verändert“. Forstfrauen können jetzt „andere Wege einbringen“. Auch als Staatssekretärin.

IMPRESSUM



Herausgeber:
Schleswig-Holsteinischer Waldbesitzerverband e.V.
Boberstr. 18 • 23683 Scharbeutz
Telefon: 04503 / 8982421
info@waldbesitzerverband-sh.de
www.waldbesitzerverband-sh.de

Verantwortlich:
Hans-Caspar Graf zu Rantzau

Idee | Konzept | Redaktion:
Michael Radtke e. K.
Touch Media Company, Schleswig

Gestaltung:
PETERSEN Agentur für Kommunikation GmbH, Kiel

Druck:
Lithographische Werkstätten Kiel

Papier:
Maxi Offset
Das WALDBLATT enthält Links zu externen Webseiten Dritter, auf deren Inhalte wir keinen Einfluss haben und für die wir keine Gewähr übernehmen.
Für Kritik, Hinweise und Anregungen sind Herausgeber und Redaktion dankbar. Sie können WALDBLATT auch beim Waldbesitzerverband (nach-)bestellen.

VORSCHAU

Die nächste WALDBLATT-Ausgabe erscheint Anfang Oktober 2023.
Schwerpunktthema: Der Boden des Waldes | Unendlich nützlich



Weitere geplante Beiträge:

- Was macht eigentlich: Der Landesbeirat Forst- und Landwirtschaft
- Der Herbst: Beobachtungen aus der Umbruchzeit im Wald
- Möbel-Könner: Das immer noch attraktive Tischler-Handwerk
- Zukunftsschulen: Was junge Leute vom Wald lernen können
- Wissenschaft: Die 10 Must-dos der Biodiversitätsforschung
- Industrie: Wie die Firma Steinbeis das Thema „Papier“ aufrollt

DAS LETZTE WORT

Eisenba-bahn

Wer beim Spielzeug für kleine Kinder gleich an den Untergang des Abendlandes durch digitale Medien oder Plastik-Gebilde denkt, ist offenbar auf dem Holzweg. Nachhaltig produziert, pädagogisch wertvoll und unkaputtbar: Der „Trend zum Holzspielzeug ist ungebrochen“, freut sich die Fachgruppe Holzspielzeug e.V. Die Umsätze des Herstellerverbands lagen 2022 mit rund 150 Mio. Euro ganze 14 Prozent über dem Vor-Pandemie-Jahr 2019. Noch mehr Zuspruch wird aus den USA erwartet.